

Zeitschrift: Ur-Schweiz : Mitteilungen zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz = La Suisse primitive : notices sur la préhistoire et l'archéologie suisses
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte
Band: 28 (1964)
Heft: 2

Artikel: Ein römisches Sieb aus Augst und seine Nachbildung
Autor: Mutz, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1034443>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ende mittels eines präzisen und scharfen Formbohrers bearbeitet wurde. Außerdem sind die Kerben am Griffende ebenfalls mechanisch eingearbeitet. Als Besonderheit dieser kleinen Kasserolle kann noch beigefügt werden, daß diese auf der Innenseite zwei feine horizontale Eindrehungen aufweist. Die eine etwa in der halben Höhe und die andere knapp unterhalb des Lippenrandes. Der **vorläufige** Vergleich der beiden Volumen, des untern und des ganzen, hat ergeben, daß sich diese in einem Verhältnis von ungefähr 2:5 verhalten. Es dürfte sich dabei wohl um eine Eichung handeln. Dies und der außerordentlich gute Erhaltungszustand legen den Schluß nahe, diese Kasserolle sei nie zum Kochen benützt worden.

Alfred Mutz

⁹ Bestimmung durch Prof. Dr. H. Jucker, Bern. Sydenham, S. 195, Nr. 1216.

¹⁰ Nach der Bestimmung der im Schaftloch erhaltenen Holzreste durch Prof. Dr. Elisabeth Schmid im Labor für Urgeschichte der Universität Basel handelt es sich um Eschenholz. (Dieses wächst noch heute im Binnental.)

¹¹ Diese wird erst im Rahmen der Gesamtpublikation von Prof. Dr. M.-R. Sauter, Genf, an allem osteologischen Material der Binner Gräberfelder durchgeführt.

¹² Simonett, 1941, S. 130.

¹³ Wyss, 1957, S. 27 und T. 11.

¹⁴ Simonett, 1941, S. 21.

¹⁵ Auffallend ist auch die Ähnlichkeit in der Anordnung unseres unleserlichen Stempels auf der Kasserolle mit einer gleichermaßen sechsfach angeordneten Punzung auf einer fast gleichen Kasserolle aus dem Grab 6 von Madrano TI, gleichfalls ungedeutet. Fransioli, 1958/59, S. 72, Fig. 12, Nr. 9.

¹⁶ Simonett, 1941, S. 21.

Ein römisches Sieb aus Augst und seine Nachbildung

Apicius hat uns in seiner «Sammlung von Kochrezepten aus der Kaiserzeit» Kenntnisse über den römischen Speisezettel und die Kochkunst hinterlassen, die uns in Erstaunen zu setzen vermögen. Es ist viel weniger die enorme Vielseitigkeit der antiken Kochkunst als die für uns Heutige sehr befremdend anmutende Zusammensetzung der Gerichte. Zu einer knappen Illustrierung sei Paoli¹ zitiert. «Obwohl es gefährlich ist, auf diesem Gebiete bestimmte Angaben zu machen, da man nicht immer mit Sicherheit die Speisen und die Zutaten identifizieren kann, will es uns doch als Vergeudung der Gottesgaben erscheinen, wenn wir nach dem Rate des Apicius die Tauben in einem Gemisch von Pfeffer, Datteln, Honig, Essig, Wein, Öl und Senf kochen würden, außer andern Zutaten, die wir nicht kennen, die aber durchaus kein Vertrauen erwecken. Oder wenn man Vögel, statt sie am Spieß zu rösten, in einer aus Essig, Honig, Öl, getrockneten Trauben (oder Rosinen aus Damaskus, die den gleichen Zweck erfüllen), Wein, Pfefferminz, Pfeffer und aus einer mit zahllosen andern scharfen Kräutern bereiteten Sauce kocht.» Diesen gewiß wenig Appetit anregenden Aufzählungen sei immerhin entgegengehalten, daß auch ein römisches Menu, z.B. Schweinebraten mit Honig und als Gemüsezugabe Kohl mit Lauch und Kümmel ein sehr schmackhaftes und eingängiges Essen ist. Der Schreiber kann dies nach gehabter Kostprobe nur bestätigen.

Zur Präsentierung eines perfekten römischen Gastmahles, zu dem auch mehrere Köche benötigt wurden, bedurfte es bestimmt auch einer raffinierten Kücheneinrichtung. Eine bloße Herdstelle mit wenigen Töpfen konnte dafür bestimmt nicht ausreichen. Zur Ausstattung einer besseren römischen Küche

sind ohne Zweifel ein oder mehrere Siebe zu zählen. Mit ihrer Hilfe konnten zur Verfeinerung Speisen, Früchtekompotte oder Säfte passiert werden.

Unlängst ist bei den Grabungen in Augst ein solches Sieb gehoben worden, und der Verfasser hat sich näher damit befaßt, weil er für das Römerhaus eine Nachbildung davon herzustellen hatte. Mit dieser Nachbildung soll dort den vielen Besuchern eine greif- und brauchbare Kopie gezeigt werden können. Es handelt sich dabei um ein recht respektables Stück, mißt es doch in seiner Gesamtlänge, über Stiel und Napf, 34 cm, während der Außendurchmesser des Napfes 15,6 und dessen Tiefe 7,5 cm beträgt. Der Rauminhalt faßt rund einen Liter.

Die Untersuchung des Stückes in herstellungstechnischer Beziehung zeitigten nachfolgende Feststellungen. Stiel und Napf des Siebes sind aus einem Stück gearbeitet. Die nach dem Boden zu dünner werdende Wandstärke des Napfes läßt erkennen, daß dieser getrieben worden ist. Das läßt sich noch aus zwei weiteren Feststellungen nachweisen. Die Materialdicke des Stieles entspricht jener Partie des Randes, wo dieser in die Wandung übergeht, also durch das Hämmern keine Veränderung erfahren mußte. Ferner wurde der Rand zur Versteifung sehr stark gestaucht, so daß er an seiner äußersten Kante mehr als das Doppelte der Materialstärke mißt. Aus der Schnittzeichnung (Abb. 29) ist dies sehr gut erkennbar. Hinzu kommt, daß auf der Unterseite des Napfrandes die Spuren des Stauchvorganges als buckelige Erhöhungen der Oberfläche recht deutlich erkennbar sind. Alle diese Feststellungen zeigen ganz eindeutig den Weg und die Verfahren, die bei der Herstellung der Nachbildung zur Anwendung gelangten.

Nicht unerwähnt darf die gewiß erstaunliche Tatsache bleiben, daß, den deutlich sichtbaren Bearbeitungsspuren nach, die nach innen geneigte Oberseite des breiten Randes, wie auch die daran anschließende oberste Partie des Napfes überdreht worden ist. Die Merkmale dieser Bearbeitungstechnik sind so klar und unverkennbar, daß nicht daran gezweifelt werden kann, so unglaublich dies auch klingen mag.

Ein Sieb muß, um ein solches zu sein, durchlöchert sein. Nun kann gerade bei römischen Sieben festgestellt werden, daß der Hohlkörper, oder kürzer gesagt, der Napf, nicht einfach wahllos durchlöchert worden ist, was bestimmt den gleichen Effekt gehabt haben würde. Eine solche primitive Methode hätte nicht dem Sinn der Römer für Ordnung und Schmuck entsprochen. Tatsächlich kann beides auch aus dem einfachen Gerät eines Siebes abgelesen werden. Betrachtet man Abb. 26, die das ganze Fundstück wiedergibt, und die Schnittzeichnung (Abb. 29), so ist unschwer zu erkennen, daß in einem gewissen Abstände vom Rande eine gelochte Doppellinie verläuft. Über dieser zieht sich ein breites Band von schräg angeordneten gelochten Linien hin. Die einzelnen Linien dieses Bandes haben eine wahre Länge von 60–65 mm. Darüber ist wieder eine parallele Doppellinie angeordnet. Nun kommt, etwas unterhalb der Stelle, wo die Wandung in den Boden des Napfes übergeht, eine Zone mit freierer

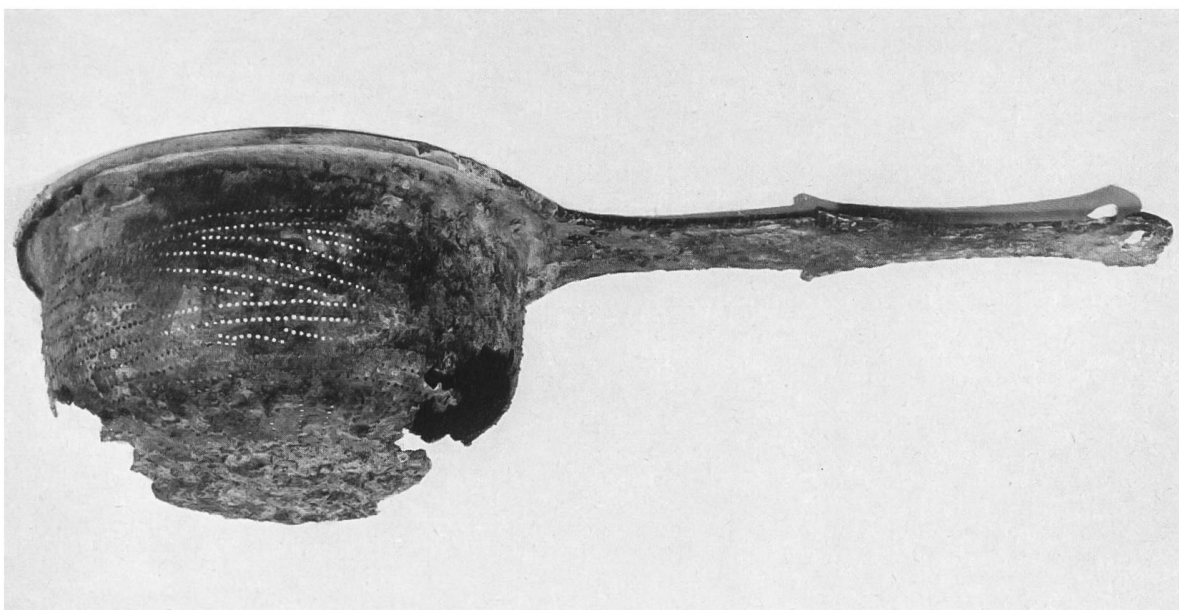


Abb. 26. Augst. Römisches Sieb aus Bronze. Original im Fundzustand.

Photo E. Schulz, Basel.

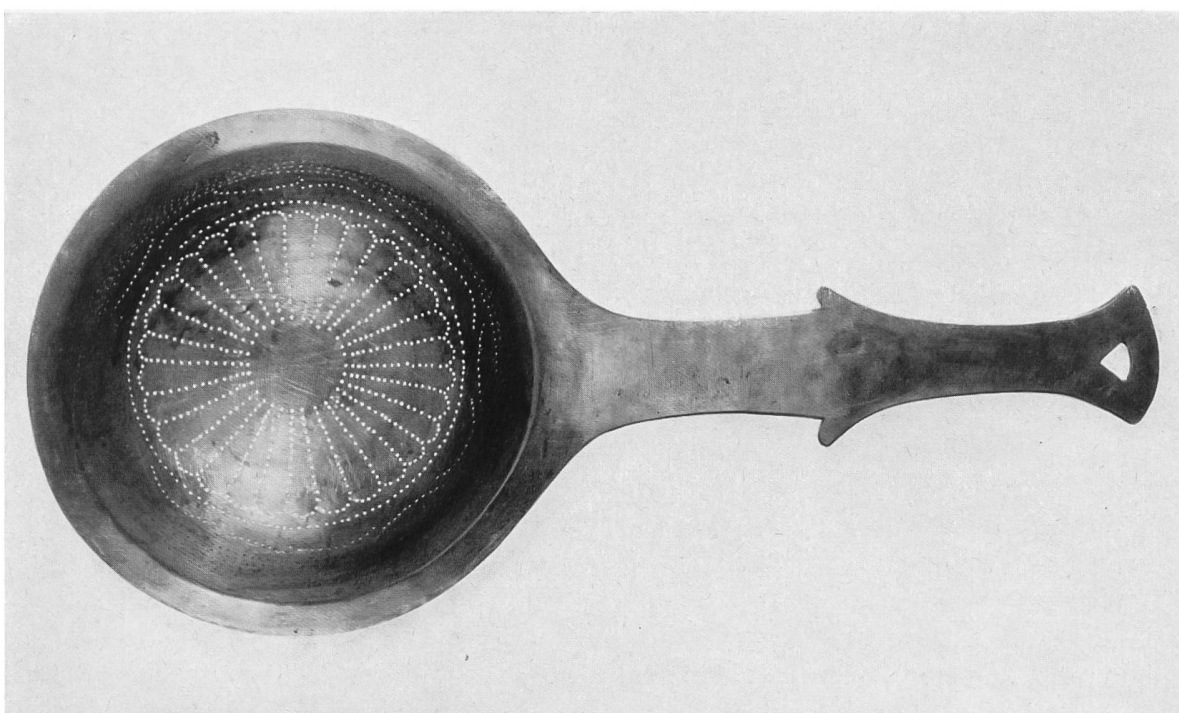


Abb. 27. Nachbildung des römischen Siebes, hergestellt von Alfred Mutz, Basel.
Photo E. Schulz, Basel.



Abb. 28. Nachbildung des römischen Siebes, Seitenansicht.

Photo E. Schulz, Basel.

Linienführung. Im vorliegenden Beispiel sind es gegeneinander gestellte Kreisbögen. Wiederum folgt eine Doppellinie. Mit dieser ist die gesamte Wandung des Napfes mit linearen Strichführungen überzogen. Im nur leicht gewölbten Boden ist, entsprechend der runden Fläche, eine stilisierte Blume, die am ehesten mit einer Margerite verglichen werden kann, in der schon bekannten Art der Lochlinien eingezeichnet. Sicher aus Gründen der Solidität des Gerätes sind die Linien der Blumenblätter nicht bis zum Zentrum geführt, sondern es bleibt hier eine Fläche von ungefähr 35 mm Durchmesser ungelocht. Würden nämlich sämtliche Linien der 30 Blumenblätter bis zur Mitte weitergeführt, so ergäbe dies eine derartige Massierung der Löcher, daß kaum mehr festes Material verbleiben würde. Eine derartige «Zeichnung» der Blume würde auch kaum zu ihrer klaren Schönheit, die sie jetzt besitzt, beitragen.

Noch während die Nachbildung in Arbeit war, hatte ich Gelegenheit, im Museum zu Besançon unser Exemplar mit solchen der dortigen Sammlung zu vergleichen. Interessanterweise bestehen zwischen den 3–4 dort befindlichen Stücken und dem Augster Exemplar auffallende Ähnlichkeiten. So weit ich durch die Vitrine beobachten konnte, sind sie gleichfalls nach der oben beschriebenen Art hergestellt worden. Mit Ausnahme der Übergangszone von der Wandung zum Boden, in der, wie oben beschrieben, sich gegeneinander gestellte Kreisbögen angeordnet sind, zeigen die Exemplare von Besançon keine anderen Linienführungen. Nur gerade in dieser Zone gibt es Variationen. In einem Falle sind es ineinander verschlungene Wellenlinien. Immer aber handelt es sich dabei um Ornamente, die von der Kreislinie stammen. In allen Fällen aber zeigt die Dekoration im Boden die Blume. Ob aus dieser auffallenden

Ähnlichkeit auf eine bestimmte Produktionswerkstätte geschlossen werden soll, oder ob die übereinstimmende Ornamentik auf andere Gründe zurückgehen könnten, wäre näher zu untersuchen.

Zurückgreifend soll hier nochmals auf Abb. 27 hingewiesen werden. Diese zeigt die Nachbildung von oben. So präsentiert sich am deutlichsten die Schönheit des Blumenornamentes. Das Motiv fügt sich vollkommen in die sonst eher nüchterne Form des Siebes ein. Es gibt dem einfachen und schlichten Küchengerät einen fast poetischen Hauch. Ein solcher Gedanke wird noch verstärkt, wenn nach dem Sinne der beiden in der Mitte des Stieles nach außen geschweiften Ansätzen gefragt wird. Diese stehen ganz bestimmt im Gegensatz zu einer reinen Zweckform, wie wir sie heute gewohnt sind. Anders aber hier. Sie sind keine Zufälligkeiten. Ich betrachte sie als stilisierte Blattansätze. So wird der Siebgriff zum Blumenstengel und das schillernde «Lichtbild» der Margerite im Boden des runden Siebes zur vollendeten Illusion einer wirklichen Blume, – ein kleines Kunstwerk. Und nochmals sei Paoli² zitiert: «Im Altertum unterschied man nicht, wie wir dies tun, zwischen reiner Kunst und Kunsthandwerk; wohl gab es oberflächliche und sorgfältige Ausführungen; aber ein entscheidender Unterschied zwischen Kunstwerk und Industrieprodukte bestand nicht.

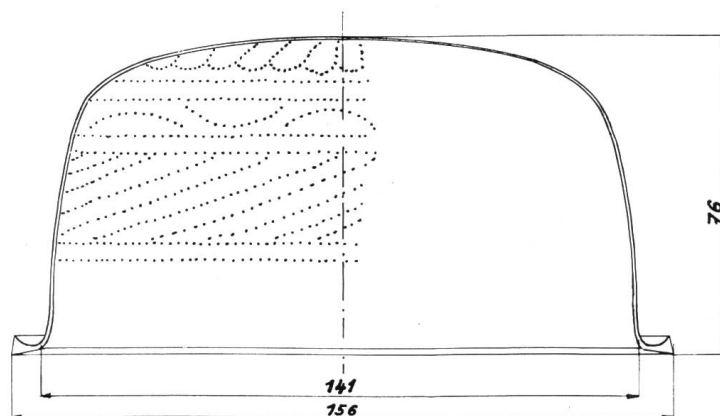


Abb. 29. Augst. Römisches Sieb, Querschnitt.

Auch dieser Umstand war vorteilhaft; denn unter den in antiken Häusern gefundenen Einrichtungsgegenständen haben sich hervorragende Kunstwerke erhalten.»

Ich möchte allerdings nicht so weit gehen und das Sieb nun den eigentlichen Kunstwerken zuzählen. Sicher aber trifft es zu, daß solche Stücke nicht nur technisch hervorragend, sondern auch mit sehr gutem und sicherem Geschmack geschaffen worden sind.

Abschließend seien noch einige Angaben über die Herstellung der Kopie gemacht. Die rohe Form, Kreis und Stiel, wurde mit den nötigen Zugaben aus 2 mm dickem Kupferblech ausgeschnitten. Entsprechend dem größten Außen-

durchmesser des Napfes wurde ein starker Stahlring gedreht. Der Blechzuschnitt muß auf diesem festgehalten werden können, so daß durch die Öffnung des Ringes im Licht das Kupferblech in die Tiefe getrieben werden kann. Nur so konnte die genaue Rundung des Napfes am Rande erzielt werden. Es darf auch angenommen werden, daß auch in antiker Zeit ein derartiges Hilfsmittel benützt worden ist. Zwischendurch muß das Werkstück immer wieder geglüht werden, damit das Blech, das durch die Kaltbearbeitung hart wird, seine ursprüngliche Weichheit wieder erlangt. Durch die Schläge mit den Treibhämmern wird das Material gestreckt, und so entsteht nach und nach die gewünschte Form, die immer wieder mittels einer Schablone kontrolliert werden muß. Ist die endgültige Form erreicht, so wird mit einem feinen Schlichthammer die gesamte Oberfläche des Napfes von außen her sorgfältig abgehämmert. Das kann aber nur so geschehen, daß auf der Innenseite entsprechend geformte Stahlfäuste den Schlägen entgegengesetzt werden. Dadurch erhält der Hohlkörper, der selbstverständlich infolge des starken Treibens eine viel dünnere Wandung, vor allem in der Bodenpartie, aufweist, die nötige Festigkeit. Hernach wird, entsprechend dem Muster, der Rand stark angestaucht. So wird dem ganzen Gefäß in seinem Umfang eine große Steifigkeit verliehen. Endlich sind mit möglicher Genauigkeit, aber ohne sklavische Ängstlichkeit, die Lochlinien auf der Außenseite eingezeichnet und hernach mit einem kleinen Bohrer von 1 mm Durchmesser und Geduld die vielen Löchlein durchgebohrt worden.

Die am Original festgestellte Überdrehung der Innenseite des Randes konnte leider bei der Nachbildung nicht bewerkstelligt werden. Moderne Drehbänke verfügen nämlich nicht über geeignete Aufspannmittel, um einen derartigen Körper festhalten zu können!

Alfred Mutz, Basel

¹ U. E. Paoli, Das Leben im alten Rom, Seite 110.

² U. E. Paoli, Das Leben im alten Rom, Seite 101.

Zur Reinigung und Konservierung von Leder aus Bodenfunden

Lederreste aus der Erde mit konstanter oder wechselnder Feuchtigkeit werden beim Austrocknen oft hart und hornig; sie schrumpfen und die im Boden vorgelegene Deformation verstärkt sich und kann irreversibel bleiben.

Anläßlich der Ausgrabung der Löwenburg kamen Reste von ledernen Schuhsohlen zum Vorschein, bei denen folgendes Verfahren zu den besten Resultaten führte:

Das Leder kam in nassem, durch tonige Erde verschmutztem und teilweise durch Faltung deformiertem Zustand zur Behandlung. Die mikroskopische Betrachtung zeigte, daß das Gewebe sowohl auf der Fleisch- wie auch auf